

FAIR REISEN IN SÜDAFRIKA

Kap des guten Willens

Unterwegs auf der südafrikanischen Garden Route nach den Regeln des fairen Handels.

VON Wolfgang Gehrmann | 07. April 2011 - 08:00 Uhr

© Wolfgang Gehrmann



Eine Bucht bei Kapstadt

Der Mann kann begeistern. Anfangs stehen die neun Schüler mit den roten Käppis etwas verdrückt vor der Tafel. Sie haben über das Unterrichtsende hinaus im Klassenzimmer auf Besucher warten müssen, denen sie über ihre Schule berichten sollen. Aber dann kommt dieser alte Graubart in Shorts und lässt mit den richtigen Stichworten, die er mit kräftigem Organ in leicht ostpreußischer Sprachfärbung vorbringt, seinen eigenen Enthusiasmus auf die Kids überspringen. Sie erzählen, wie toll es hier ist und was sie alles lernen. Am Ende singen sie ihr Lieblingslied mit solchem Einsatz, dass beinahe das Schuldach abhebt.

»Green Futures« heißt die Sache, auf die sich die allgemeine Begeisterung richtet. Die Schule bildet junge Gärtner aus. Wir sind in Grootbos, in Südafrikas westlicher Kapprovinz. Der Mann in den Shorts heißt Michael Lutzeyer, und im Hauptberuf betreibt er hier eine Fünf-Sterne-Lodge. Seinen beträchtlichen Elan richtet der Hotelier aber zugleich darauf, gegen Unwissenheit, Armut und Deklassierung der Jugendlichen aus den schwarzen Townships der Gegend vorzugehen. Deshalb hat er diese Gartenschule aufgebaut. Er finanziert die Lehrer. Er bezahlt den Schülern Frühstück und Mittagessen. Er gibt jedem ein wöchentliches Taschengeld von 15 Euro. Und er hängt sich selbst rein.

Mit guten Taten hat Lutzeyer für seinen Hotelbetrieb das Zertifikat der Nichtregierungsorganisation Fair Trade in Tourism erworben. Deshalb sind wir hier. Wir bereisen die Garden Route an der südlichsten Küste Afrikas. Die gesamte Tour, die der kleine Reiseveranstalter SKR aus Köln geplant hat, trägt das Siegel des guten Tourismus. Fair Trade heißt in dieser Branche: Das Geschäft mit den Fremden darf der Umwelt nicht

schaden und soll, statt die Gewinne ausländischer Touristikkonzerne zu mehren, die Lebensbedingungen der einfachen Menschen im Land verbessern.

VERANSTALTER

Die Tour auf der Garden Route bietet SKR Reisen inklusive Flug von Frankfurt und zwölf Übernachtungen ab 3900 Euro an (www.skr.de) Informationen: Über die beschriebenen Lodges sowie das Projekt Ocean Blue/Qolweni informieren die Homepages (www.amakhala.co.za ; www.oceanadventures.co.za ; www.grootbos.com .

UNTERKUNFT

Weitere Stationen der Reise waren das Dunes Guest House in St. Francis (www.dunesstfrancis.com); Hog Hollow an der Plettenberg Bay (www.hog-hollow.com). Privatunterkünfte der Travel Dreamcatcher Community in Melkhoutfontain (www.traveldreamcatcher.com); das Bed&Breakfast Bickley House in Kapstadt (www.bickleyhouse.com)

Der deutsche Kaufmann Michael Lutzeyer hat vor 20 Jahren an der Walker Bay oberhalb der Stadt Stanford eine alte Farm gekauft – 123 Hektar bewaldetes Hügelland, das im Süden ein wilder, weißer Dünenstrand gegen den Indischen Ozean begrenzt – und zur Grootbos Nature Reserve ausgebaut. Um seinen Bedarf an Gärtnern zu decken, richtete er die Schule ein. Und dachte weiter: Wenn es gelänge, das frische Wissen der Gärtner, die aus den umliegenden Townships kamen, in die Armensiedlungen zurückzutragen, könnte man dort eine Selbstversorgung aufziehen.

Leicht war es nicht, die Gärtnerei in Schwung zu bringen. Im Eilschritt läuft Lutzeyer durch die Rabatten und deutet auf die dichten Hecken, die jedes Beet begrenzen. Sie müssen Kräuter, Salat und Gemüse gegen den *cape doctor* schützen, einen kalten Wind aus der Antarktis, der oft über die Hügel streicht. »Wir haben anfangs manches falsch gemacht und Lehrgeld gezahlt«, sagt Lutzeyer. Die Kids aus den Townships haben auch nicht unbedingt die besten Lernvoraussetzungen mitgebracht. Im Kurs Life Skills lässt der Chef ihnen ein paar Grundlagen fürs Leben beibringen: Zeitmanagement etwa, das heißt pünktlich aufstehen und in der Schule erscheinen, den Umgang mit Telefonbuch und Bankkonto, Auto fahren...

Lutzeyer sagt: »Es gibt nichts Schlimmeres als Jugendliche ohne Arbeit und ohne Perspektive. Deshalb machen wir das hier.« Er hat den Kids auch ein Sportzentrum eingerichtet. Es liegt in exakt gleicher Distanz zur »weißen« Stadt Stanford und zu den Siedlungen der Schwarzen und farbigen Mischlinge, die im staatsoffiziellen Neusprech der Post-Apartheid »vormals benachteiligte Individuen« heißen. Kinder jeglicher Hautfarbe bolzen dort zusammen. Auch die Gärtnerschule ist inzwischen ein Erfolg. Lutzeyer sagt stolz: »Am Ende des Kurses beherrschen die Absolventen ein paar Hundert Pflanzenbezeichnungen – auf Lateinisch.« Vor allem aber trägt die Gärtnerei sich selbst. Sie verkauft ihre Erzeugnisse zu realen Preisen auf dem Markt und an Lutzeyers Hotel.

Einen Gärtner alten Schlags haben wir ein paar Tage zuvor getroffen. Last Night, so heißt der Mann wirklich, lebt seit 92 Jahren auf der Leeuwenbusch-Farm, wo er noch heute Tag für Tag mit einem Blätterbesen die Wege sauber hält. Die Farm gehört zum

Großwildreservat Amakhala, 60 Kilometer östlich von Port Elizabeth, wo unsere Tour begonnen hat. Last Night hat sich vor drei Jahrzehnten dagegen gesperrt, in Rente zu gehen, und deshalb lässt ihn der Farmer für 250 Euro monatlich seinen Job weitermachen.

William Fowlds wirkt auf den ersten Blick wie ein Großgrundbesitzer aus einem Afrika-Filmklassiker. Wer sich in die Bar traut, die der Boss sich in einem alten Stall eingerichtet hat, wird mit den Worten begrüßt: »Wer bist du? Was trinkst du?« – und dann großzügig versorgt. Die Farm ist seit eineinhalb Jahrhunderten in Familienbesitz. Die britische Kolonialregierung hatte 1820 Siedler als menschliches Bollwerk gegen die wehrhaften Xhosa-Stämme in die östliche Kapprovinz gelockt. Ahnentafeln an der Wand sowie das antike Mobiliar im Haupthaus der Farm, das nun als Gästehaus dient, zeugen von der Historie. Wirklich reich geworden sind die Fowlds von der Schaf- und Rinderhaltung nie. Als in den neunziger Jahren die Preise für Fleisch, Milch und Wolle in den Keller gingen, überredete Fowlds vier Nachbarn, die Zäune zwischen ihren Ländereien einzureißen und ein Reservat anzulegen. Man kaufte Löwen, Elefanten und anderes Getier und setzte sie aus.

Termite entfaltet auf der Zunge einen kräuterigen Geschmack

Das ehemalige Farmland bietet den Tieren ein ideales Gelände. Die gerodeten Flächen wachsen allmählich wieder mit Kameldorn und Aloe zu und geben Geparden Auslauf und Warzenschweinen Deckung. André, der junge Wildhüter, bricht täglich in aller Herrgottsfrühe auf, um den Bestand an Nashörnern zu kontrollieren, deren Horn begehrte Beute krimineller Jäger ist. Tagsüber karriert er in seinem Geländewagen Touristen durch den Busch, die sich dank achterbahnartiger Streckenführung auf einen Muskelkater im Gesäß gefasst machen dürfen. »Ich garantiere euch, dass wir keine Löwen sehen werden«, sagt der Ranger verschmitzt, dafür wartet er mit einer anderen Sensation auf. Er hält an einem Termitenhügel. »Probiert mal«, sagt er, »sie sind sehr proteinreich und schmecken interessant.« Stimmt, Termite entfaltet auf der Zunge einen kräuterigen Geschmack mit einer leicht bitteren Note.

Den Farmern hat der Wechsel zum Tourismus das wirtschaftliche Überleben gesichert. Zwar hat der drei Meter hohe elektrische Zaun, dessen 10.000 Volt einen Elefanten auf den Hintern zwingen, ein Vermögen gekostet. Aber anders als Rinder und Schafe sorgen die Wildtiere für sich selbst. Dass das Farmland der Natur zurückgegeben wurde und das Reservat alle möglichen ökologischen Standards einhält, war der Hauptgrund dafür, dass Amakhala das Fair-Trade-Siegel bekommen hat. Außerdem wurde honoriert, dass Fowlds, den seine Bediensteten schlicht Uncle Bill nennen, sein Personal gut behandelt. Die ehemaligen Farmarbeiter sind umgeschult worden zu Wildhütern und Hotelangestellten, die deutlich über den Mindestlöhnen bezahlt werden.

Von Amakhala aus ist die Reise auf der Garden Route gen Westen weitergegangen bis Kapstadt. Der landestypische, geduckte Fynbos wechselt mit jahrhundertealten Gelholz-Bergwäldern, in denen Waldschweine und Honigdachse leben. Die Wasserläufe aus dem

küstennahen Kapgebirge haben spektakuläre Schluchten ins weiche Gestein geschnitten. Dann wieder geht es durch Ödland mit den Reizen der Kargheit. Und an der Küste immer wieder Felsenbuchten, in denen die Brandung ihre wilden Spiele treibt.

In einer der Lodges auf dem Weg treffen wir Katarina Mancama. Die gebürtige Schwedin ist von Johannesburg hergekommen, um uns die Prinzipien ihrer Organisation Fair Trade in Tourism South Africa zu erklären. Danach zertifizieren die Prüfer einzelne Unterkünfte, touristische Attraktionen und komplette Reiseangebote. Es werden Löhne, Arbeitsbedingungen, Ausbildungsaufwand, Umweltstandards und ethische Unternehmensführung kontrolliert. Die Geldflüsse etwa müssen fair sein, das heißt, dass ein Reiseveranstalter zum Beispiel einen Hotelier schon zu hundert Prozent bezahlen muss, ehe der Gast eintrifft. Wer das Fair-Trade-Zertifikat haben will, muss auch nachweislich den bescheidenen Wohlstand der lokalen Gemeinschaften fördern. Katarina Mancama sagt: »Wir schicken den Zertifikatsbewerbern nicht nur lange Fragebögen. Unsere Prüfer gehen auch tagelang in die Unternehmen hinein und sehen sich alles an: Verträge, Bilanzen, Kontoauszüge, Gehaltsbescheinigungen.«

Hoteliers und Reiseunternehmer beklagen einhellig, dass die Prüfungen nervtötend seien. Der Veranstalter SKR etwa hat acht Monate gebraucht, um alle Belege für das Fair-Trade-Zeugnis seiner Garden-Route-Tour zusammenzutragen, und die Prüfung hat ihn 6000 Euro gekostet. Dennoch nehmen viele das auf sich, weil sie daran glauben, dass sauberer Tourismus sich langfristig auszahlt. »Wir haben jetzt 70 Lodges geprüft«, sagt Mancama. »Die meisten erfüllen von vornherein viele unserer Kriterien. Ihre Schwachstellen verbessern sie dann mit unserer Hilfe oder lernen voneinander.«

Der Begriff Fair Trade bezieht sich eigentlich auf den globalen ökonomischen Austausch zwischen Erster und Dritter Welt. In Südafrika allerdings leben knapp 20 Jahre nach dem Ende der Apartheid Menschen unter Erst- und Drittweltbedingungen Zaun an Zaun nebeneinander. Fair Trade hat hier eine lokale Bedeutung, und unter lokalen Bedingungen ist gut zu sehen, dass gerechter Austausch möglich ist. Die Ferntouristen aus Europa und ihre Veranstalter zahlen dabei lediglich ihren Obolus in Form höherer Preise. Das Fair-Trade-Modell funktioniert am Kap wohl auch darum, weil sich zehn Jahre nach seinem Start eine immer noch überschaubare Zahl von Menschen darin engagiert, die der gute Wille eint.

© ZEIT-Grafik

Besonders gut zu sehen ist das an der Plettenberg Bay, die man das Monaco Südafrikas nennen könnte. Die Township Qolweni allerdings hat mit dem europäischen Geldfürstentum höchstens die hügelige Lage gemeinsam. Sie ist vor fünf Jahren als wilde Siedlung über der Traumbucht entstanden. Schwarze Saisonarbeiter haben sich dort auf staubigem Privatgrund aus Palettenbrettern und Wellblechen ärmliche Hütten errichtet. Inzwischen hat der Staat das Land übernommen und wenigstens an ein paar Holzmasten Elektrokabel gespannt. Eine Pumpe am Wegrand versorgt die Community mit Wasser.

Hühner und Schweine tummeln sich im wuchernden Grün. Aus fast allen Buden schallt Musik. Ungelenk auf die Bretter gemalte Preislisten für Bier und Brandy weisen etliche der windschiefen Hütten als Kneipe aus.

Geht man dem kräftigsten Lärm nach, landet man beim Kindergarten. Die dralle junge Frau, die uns dort hingeführt hat, heißt Ntombifikile Kumkani, schlägt aber glücklicherweise vor: »Nennt mich Agnes.« Die Siyakula Pre-School, sagt sie, sei das sichtbarste Zeichen dafür, dass die Township Hilfe von außen beziehe. Einrichtung, Lehrer, Freiwillige würden durch Geld aus dem Tourismus unterstützt. Sie selbst ist als Township-Tourguide für monatlich 330 Euro angestellt, und zwar bei Ocean Blue.

Die Firma sitzt unten an der Bucht. Sie betreibt drei große Boote, mit denen sie Touristen zur Beobachtung von Walen, Robben und Delfinen hinausfährt. Ihr Chef ist Charlie Lilford, ein lebhafter, hagerer Kerl um die fünfzig. Er schickt Geld und Besucher nach Qolweni, weil er etwas beweisen will. »Man kann ein florierendes Geschäft betreiben, wenn man sich auf die Leute hier stützt«, sagt er. Mit »den Leuten hier« meint er Farbige aus den Townships. Den Beweis hat er geliefert: Das Tourismusgeschäft in Südafrika ging vergangenes Jahr stark zurück, Ocean Blue aber ist um zehn Prozent gewachsen. Auf die Frage, wie viel von seinen Gewinnen er in die Wohltätigkeit pumpt, hat Lilford eine überraschende Antwort: »Wir praktizieren hier ein System der offenen Bücher.« Alle seine Angestellten haben ständig Einblick in die Bilanzen, und er beteiligt sie an den Gewinnen. Sie sollen selbst zu Geschäftsleuten werden. »Es gibt zu viel Wohltätigkeit in Südafrika«, sagt Lilford. »Was wir brauchen, ist Unternehmertum.« Rund 40.000 Euro fließen jährlich aus dem Bootsunternehmen in das Armenquartier.

Den hehren Geschäftsprinzipien von Klarheit und Wahrheit hatte Lilford sich nicht immer verschrieben. Sein erstes Geld hatte er vor vielen Jahren im Schnapshandel gemacht. Dann war er Hypothekenbroker bei einer Bank, bis die Finanzkrise ihn um seinen Job brachte. Den Wechsel seiner Leitbilder empfindet er als ganz persönlichen fairen Deal.

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/2011/15/Suedafrika>